

Was hält unsere Gesellschaft zusammen?

Ein Gesprächsabend mit den beiden Soziologen Heinz Bude und Armin Nassehi

Rund 180 Gäste kamen am 8. Mai zu einem Gesprächsabend in die Katholische Akademie, den Livestream verfolgten zusätzlich etwa 70 Interessierte. Die Soziologen Heinz Bude und Armin Nassehi beschäftigten sich mit der Frage *Was hält unsere Gesellschaft zusammen?* Heinz Bude war viele Jahre Professor in Kassel und hat zu nahezu jedem Jahrzehnt der Bundesrepublik ein Buch geschrieben, zuletzt *Abschied von den Boomern*. Armin Nassehi lehrt Soziologie an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität, ist Herausgeber des *Kursbuchs* und Autor zahlreicher Bücher, zuletzt *Gesellschaftliche Grundbegriffe*. Moderiert wurde der Abend von Akademie-Studienleiter Dr. Johannes Schießl. Für die Publikation wurde das Gespräch leicht bearbeitet und etwas gekürzt.

Johannes Schießl: Ich freue mich, zwischen meinen beiden Lieblingssoziologen zu sitzen und mit ihnen über ein ganz großes Thema zu sprechen: *Was hält unsere Gesellschaft zusammen?* Das Thema ist so groß, dass wir uns keine großen Vorreden leisten können.

Die Frage des Zusammenhalts stellt sich vor allem dann, wenn Verhaltensweisen sichtbar werden, bei denen wir uns fragen: Liegt das womöglich daran, dass wir zu wenig Zusammenhalt haben?

Aber ehe wir einzelne Bereiche der Gesellschaft anschauen, würde mich eine noch grundlegendere Frage interessieren: Wie viel Zusammenhalt braucht eine Gesellschaft überhaupt?

Armin Nassehi: Wenn man sich Soziologen einlädt, ist das Risiko vor allem, dass sie fragen, was die Frage eigentlich bedeutet. Was heißt das also: Zusammenhalt der Gesellschaft? Auf den ersten Blick würde es heißen, dass wir ein Gefühl von Zusammengehörigkeit haben. Wenn man sich aber einen großstädtischen Alltag wie hier in München anschaut, dann stellen wir fest, dass der Zusammenhalt vor allem auch darin besteht, dass wir mit Fremden zu tun haben, die wir nicht bedroh-

lich finden, aber mit denen wir uns unmittelbar wenig zusammengehörig fühlen. Die Frage des Zusammenhalts stellt sich vor allem dann, wenn Verhaltensweisen sichtbar werden, bei denen wir uns fragen: Liegt das womöglich daran, dass wir zu wenig Zusammenhalt haben? Ich würde zudem sagen: Gesellschaften, die zu viel Zusammengehörigkeitsgefühl brauchen, können durchaus pathologische Formen annehmen, zum Beispiel dadurch, dass sie diejenigen, die dem Zusammenhalt nicht entsprechen, aussondern müssen, in welcher Weise auch immer, moralisch oder sogar physisch. Vielleicht ist es besser zu fragen, was da eigentlich zusammengehalten wird: verschiedene Praktiken, unterschiedliche Milieus oder einfach Menschen?

Heinz Bude: Jedenfalls sind es nicht die Werte, die eine Gesellschaft zusammenhalten. Das ist zwar eine beliebte Formulierung, aber sie ist bei genauem Hinsehen nicht haltbar. Vielleicht könnte man es auch so formulieren: Gesellschaften werden durch Probleme zusammengehalten. Die meisten von Ihnen werden mit mir der Meinung sein, dass das Land in keinem guten Zustand ist. Nicht nur wegen der jüngsten Übergriffe auf Politiker, sondern auch was die Verteidigung des Landes oder was den Rückgang von Investitionen aus dem Ausland anlangt. Ganz zu schweigen von der schwindenden Erwerbsneigung.

Johannes Schießl: Ich halte fest: Die Debatte ist ein Krisenphänomen, und

die Werte sind es nicht, „Wertegeheul“ hat das einer meiner akademischen Lehrer einmal genannt. Herr Bude, Sie haben in einem Text geschrieben, dass der heute häufig für den Zusammenhalt bemühte Begriff der Solidarität überstrapaziert sei. Was könnte es denn sein, was diese Gesellschaft zusammenhält?

Heinz Bude: Wenn man es geschichtlich anschaut, haben wir bis Mitte der 80er Jahre das Grundgefühl einer Nachkriegsgesellschaft gehabt, das heißt, dass die Belastung durch die Kriegsfolgen die Leute zusammenschmiedet hat. Dass sie erzählen können, wie man es hingekriegt hat nach dem Krieg, und dass es auch Übereinkünfte zwischen den verschiedenen politischen Lagern gab über unterschiedliche Lösungen dieser Frage. Und dann kommen Generationen, für die der Krieg keine Bedeutung mehr hat, das heißt die gemeinsame Bewältigung von materiellen und emotionalen Kriegsfolgen ist keine Quelle von

Jedenfalls sind es nicht die Werte, die eine Gesellschaft zusammenhalten. Vielleicht könnte man es auch so formulieren: Gesellschaften werden durch Probleme zusammengehalten.



Prof. Dr. Heinz Bude, Professor für Soziologie an der Universität Kassel



Studienleiter Dr. Johannes Schießl moderierte das Gespräch der Soziologen.



Prof. Dr. Armin Nassehi, Professor für Soziologie an der LMU München

Zusammenhalt mehr. Man fragt sich jetzt: Gibt es noch einen Bezugspunkt, der uns wenigstens ins Gespräch darüber kommen lässt, was uns verbindet? Vielleicht sind es tatsächlich die Probleme und die Fragen, die auf uns zukommen und in den letzten Jahren auf uns zugekommen sind. Sie machen uns deutlich, dass wir Vorstellungen und Praktiken eines gemeinsamen Lebens brauchen, diese Formulierung gefällt mir besser, weil die Vorstellung eines gemeinsamen Lebens jenseits der Unterscheidung von Privatheit und Öffentlichkeit liegt. Damit kann thematisiert werden, wo wir aufeinander achten, worauf wir uns verständigen können, unter Umständen auch darauf, welche Themen wir mit einem gewissen Takt behandeln. Manche Leute mag man ja nicht und kommt trotzdem mit ihnen zurecht, andere mag man und kommt nicht mit ihnen zurecht.

Johannes Schießl: Es ist natürlich gefährlich, mit zwei Soziologen über den Gesellschaftsbegriff zu sprechen. Und doch: Herr Nassehi, Sie haben in Ihrem neuen Buch die Gesellschaft als Begriff problematisiert, sie sei lediglich ein „imaginiertes Ganzes“. Alle Begründungen seien irgendwie problematisch, eine Analogie zur Familie ebenso wie ein Rekurs auf einen Organismus oder einen Vertrag. Wie könnte man den Begriff trotzdem kurz fassen?

Armin Nassehi: Der Gesellschaftsbegriff ist nach dem Kulturbegriff der schlimmste, den wir haben. Aber

ernsthaft: Soziologisch gesehen, ist es gar nicht so einfach zu bestimmen, wovon wir reden, wenn wir von der Gesellschaft reden. Man kann nicht sagen, dass die Gesellschaft aus der Summe der Akteure besteht. Man würde auch nicht sagen, dass sie durch Werte oder Normen zusammengehalten wird, dem würde ich übrigens ganz

Wertekommunikation verweist stets auf etwas, von dem man denkt, dass es verloren gegangen ist. Das gilt übrigens auch für so etwas wie Leitkultur. Ich verstehe Gesellschaft eher als technischen Begriff, etwa als Gesamtheit von Unterschiedlichem.

entschieden zustimmen. Wertekommunikation oder ihr Anlass verweist stets auf etwas, von dem man denkt, dass es verloren gegangen ist. Das gilt übrigens auch für so etwas wie Leitkultur. Ich verstehe Gesellschaft eher als technischen Begriff, etwa als Gesamtheit von Unterschiedlichem. Die gegenwärtigen Krisen hängen ja stark damit zusammen, dass es eben nicht leicht zu sagen ist, was das Gemeinsame ausmacht. Ich würde das

Reden von Problemen um das Reden über Konflikte ergänzen, das hat eine lange Tradition in der Soziologie: Es gibt kaum etwas Integrativeres als Konflikte, bei denen es Parteien gibt, im Idealfall zwei, die polemogen, das heißt unterschiedlich sind und in ihrer komplementären Unterschiedlichkeit viel zusammenhalten und damit integrativ wirkten. Lange Zeit hatten wir etwa im politischen Bereich zwei Akteure, die sich geradezu komplementär aufeinander bezogen haben. Derzeit haben wir in der Politik das Problem, dass diejenigen, die nicht die Mehrheit gewählt haben, nicht loyal zu den Entscheidungen der Mehrheit stehen. Gesellschaft aber ist die Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem. Wir halten ungeheuer viel Differenz aus, wenn die Differenz einer Logik folgt, wie etwa die politische Differenz einer Mitte-rechts- und Mitte-links-Orientierung. Aber diese zivilisierende Funktion scheint derzeit im Detail oft nicht mehr zu funktionieren. Das Zivilisierende wäre eine Einschränkungsbedingung: nicht alles zu sagen, was einem in den Kopf kommt.

Johannes Schießl: Der Hamburger Kultursenator Carsten Brosda hat neulich geschrieben: „Moderne Gesellschaften basieren auf der Überzeugung, dass Menschen trotz unterschiedlicher Erfahrungen, Ansichten und Überzeugungen friedlich zusammen klären können, wie sie miteinander leben wollen.“ Ist das zu optimistisch gedacht?

Einsamkeit wird gerne zu einem großen Problem unserer Zeit stilisiert. Aber – Soziologen sind oft Spielverderber – wir können sagen: Menschen von heute können viel mehr Einsamkeit aushalten als noch vor hundert Jahren, etwa weil sie gelernt haben, alleine zu lesen.

Armin Nassehi: Das ist so ein Satz, bei dem man nicht weiß, ob er deskriptiv oder präskriptiv gemeint ist, obwohl ich Carsten Brosda sehr schätze. Aber im Grunde genommen ist es das, was ich vorhin gemeint habe. Wenn man sich Modernisierungsprozesse anschaut, müssen Lebensformen immer mehr mit diesen Unterschieden umgehen und sich deshalb immer mehr Einheitschiffren wie Werte wünschen oder Zusammenhalt oder Zugehörigkeit. Rassismus ist übrigens ein interessantes Beispiel dafür, um zu zeigen, wer dazugehört und wer nicht.

Heinz Bude: Auch ich finde Carsten Brosda interessant, aber er operiert meiner Ansicht nach mit einem Wunder-Begriff: Es sind die Narrative, die uns weiterhelfen sollen. Heute spricht man ja viel von Narrativen, da bin ich sehr skeptisch. Mir sind Begriffe lieber als Erzählungen. Das gedachte Ganze hängt an Begriffen, nicht an Erzählungen.

Johannes Schießl: Es gibt ja diese vielen Klagen über die Multikrise oder Polykrise, wie es sprachlich korrekter heißt, ich sage nur: Migration, Pandemie, Kriege, Klima. Viele Menschen fühlen sich überfordert, missverstanden in ihren Problemen, ungehört mit ihren Anliegen. Ist unsere Welt zu komplex geworden, um sie zu ertragen?

Heinz Bude: Nö. Ich will nur einen kleinen Hinweis geben: Einsamkeit wird gerne zu einem großen Problem unserer Zeit stilisiert. Aber – Soziologen sind oft Spielverderber – wir können sagen: Menschen von heute können viel mehr Einsamkeit aushalten als noch vor hundert Jahren, etwa weil sie gelernt haben, alleine zu lesen. Aber natürlich gibt es Dinge, von de-

nen wir nicht genau wissen, wie sie sich in der Zukunft entwickeln werden. Alle europäischen Gesellschaften haben ein Problem mit Zuwanderung, weil unsere wohlfahrtsstaatlichen Systeme nicht darauf eingestellt sind, weil sie Versorgungsberechtigungen an Erwerbsleistungen gebunden haben. Auch um den Krieg in Europa können wir nicht herumreden, das ist neu und wird noch dauern. Und dieser Krieg wird Deutschland noch sehr viel kosten, da muss der Staat seine Aufgaben priorisieren, das sind wir nicht gewöhnt. Für mich gibt es Situationen, in denen kollektive Handlungsfähigkeit notwendig ist.

Armin Nassehi: Zuerst nochmal zum Komplexitätsbegriff, der zwei unterschiedliche Funktionen haben kann. Er kann als technischer Begriff sehr hilfreich für Beschreibungen sein, er kann aber auch ein Hilfsbegriff dafür sein, dass man nicht weiterkommt. Ich glaube nicht, dass die Welt komplexer geworden ist, da würde man Vergangenheiten verniedlichen. Was aber schon stimmt: Die Fragilität von Lösungen wird immer sichtbarer. Die Banalität, dass der Gaspreis von geostrategischen Fragen abhängig ist, die ist nicht neu. Aber dass ein Krieg die privaten Rechnungen von Leuten, die sich ein Haus oder eine Wohnung gekauft haben, in Frage stellt, da kann man den Kontrollverlust geradezu mit Händen greifen. Ein anderes Beispiel für Kontrollverlust-Gefühle sind tatsächlich Migrationsfragen. Damit haben sich manche Gruppen, zu denen auch wir gehören, lange schönfärberisch beschäftigt. Und in der Sicherheitsfrage kommen manche Debatten aus dem Kalten Krieg wieder hoch, etwa der Militarismus-Verdacht. Aber wir haben es momentan mit einer Sicherheitslage zu tun, von der wir dachten, sie sei nicht mehr möglich, weil durch die Globalisierung alle meinten, auf Augenhöhe

zu agieren. Das ist die eigentliche Zeitenwende, mit der wir es zu tun haben: Es gibt nicht mehr Komplexität als vorher, aber diese Komplexität ist sozusagen auch für den Endverbraucher sichtbar. Und Zusammenhalt in vielen Führungsstrichen ist dann am sichtbarsten, wenn der Endverbraucher wenig von der Komplexität sieht. Wenn man die Menschen nach ihrem Leben fragt, sind sie mit den individuellen Bedingungen zufriedener als mit der Gesamtlage, was einigermaßen kurios ist.



Unsere Gesellschaft steckt gegenwärtig in vielerlei Krisen: angefangen von der Corona-Pandemie über die Klimakatastrophe bis hin zu den Kriegen an den Rändern Europas. Mit Recht stellen wir uns angesichts dessen die Frage, was unsere Gesellschaft zusammenhält.

Johannes Schießl: Und noch ein Wort zur kollektiven Handlungsfähigkeit ...

Armin Nassehi: Wir unterscheiden uns in ein paar theoretischen Begriffen, auf denen ich jetzt nicht herumreiten will. Ich würde all dem zustimmen, wenn wir kollektive Handlungsfähigkeit in etwa so übersetzen könnten: Wir haben es hier mit einem Thema zu tun, bei dem wir im politischen System einen Konsens über unterschiedliche Akteure hinweg brauchen, dass es Aufgaben gibt, die gelöst werden müssen. Diese Art von Kollektivität lebt davon,

dass die unterschiedlichen Kräfte und Interessen, Milieus und Lebensweisen in einer Gesellschaft einen Grundkonsens bei der Definition von Problemen haben. Davon sind wir gerade relativ weit entfernt, auch weil zunehmend unklar ist, wer für was steht.

Johannes Schießl: Aber es gibt ein relativ neues globales Problem, nämlich die Klimakrise...

Heinz Bude: Ich mag den Begriff Klimakrise nicht, weil er so tut, als könnten wir etwas tun und dann gäbe



Foto: pixelshot / canva.com

es kein Problem mehr. Klimawandel ist der richtigere Begriff, weil er darüber Auskunft gibt, dass es in Fragen der mittleren Erderwärmung Tendenzen gibt, die wir, durch was immer wir tun, nicht mehr aufhalten können. Wir werden die 1,5 Grad nie erreichen, ich halte es sogar für unsinnig, dieses Ziel weiter aufrecht zu erhalten. Es gibt sehr viele Leute in unserer Gesellschaft, die der Meinung sind, das Wetter ändere sich zwar, aber die Welt wird doch noch tausend oder zehntausend Jahre bestehen bleiben. Aber es gibt auch Leute, die sagen, wenn du dich nicht dafür interessierst, was in tausend oder zehntausend Jahren ist, dann bist du eigentlich kein Mensch, mit dem ich weiter reden kann...

Armin Nassehi: ... erst in zehntausend Jahren ...

Heinz Bude: Ich war gerade in Südostasien, da sehen die Leute das überhaupt nicht als ein gemeinsames Problem. Und solche gibt es auch bei uns. Es ist sehr schwierig, sich über Phänomene und Probleme miteinander zu verständigen.

Armin Nassehi: Darf ich dazu etwas flankierend bemerken?

Johannes Schießl: Unbedingt, ein Mann, der die Grünen beraten hat, muss etwas dazu sagen.

Armin Nassehi: Das hat ja nicht viel geholfen, aber jetzt ernsthaft: Man merkt das auch an dem öffentlichen Diskurs über Klimafragen. Krise impliziert ja auch, dass sie irgendwann vorbei ist, aber das ist hier tatsächlich nicht der Fall. Wir erleben gerade in unserem intellektuellen Milieu, dass man sich schon damit zufrieden gibt, wenn Leute die Dringlichkeit semantisch in großen Gesten darstellen und das schon für die Lösung des Problems halten. Es gibt einen Fehlschluss von der Dringlichkeit auf die Möglichkeit. Ich würde soweit gehen, dass das Klima-Thema geradezu eine Parabel auf den Zustand der Gesellschaft ist. Die Klima-Frage hängt stark mit den Praktiken dieser Gesellschaft zusam-

men. Das Klima erwärmt sich übrigens nicht aufgrund von Misserfolgen dieser Gesellschaft, sondern aufgrund ihrer Erfolge: Wir haben eine hohe Produktivität, die Lebenserwartung ist gestiegen, wir leben gesünder. Das sind ungeheure Fortschritte, die aber mit der energetischen Basis zu tun haben. Dann will man einfach diese energetische Basis auswechseln und stößt an Grenzen, die lächerlich klingen, es aber nicht sind. Allein die Wärme-Versorgung auszuwechseln oder die Mobilität auf andere Beine zu stellen, überfordert fast alle beteiligten Systeme unserer Gesellschaft. Wir, die wir unser Geld mit langen Sätzen plus Nebensätzen verdienen, wissen nicht, wie lange es dauert, einfache Alltagstechniken auszuwechseln und

damit auch noch auf einem Markt erfolgreich zu sein, weil es anders nicht geht. Wenn es überhaupt Lösungen für das Klima gibt, wird das nicht über disruptive Wege gehen, sondern über evolutionäre Schritte. So hat der Fortschritt übrigens immer schon funktioniert.

Heinz Bude: Ich will noch einen draufsetzen, weil mir das wichtig ist. Wir haben einen für manche hegemonial wirkenden Diskurs, der übrigens auch in den Kirchen eine große Rolle spielt, dass die Frage des Umgangs mit dem Klimawandel eine Frage der Veränderung des individuellen Verhaltens ist. Das ist eine irriige Vorstellung. Sie können durch Veränderung individuellen, auch massenhafte Veränderung individuellen Verhaltens nichts gegen den Klimawandel tun. Das ist die große Erkenntnis auch von Klima-Konferenzen: Effektive Veränderungen passieren durch große Akteure, vor allem durch Staaten. Es ist ein enormer Fortschritt, wenn die Staaten des Globalen Südens nicht nur dem Norden die Schuld an der Erderwärmung zuschieben, sondern auch selbst ihren Beitrag leisten.

Johannes Schießl: Trotzdem macht Mülltrennung weiterhin Sinn, und das ist mehr als Beruhigung des eigenen Gewissens. Ich würde nun gern ein paar gesellschaftliche Bereiche näher in den Blick nehmen und mit der schon häufiger angesprochenen Politik beginnen. Die Milieus der Parteien lösen sich zunehmend auf, stattdessen geht es immer mehr um „Affekt-Politik“, wie das

Wir erleben gerade in unserem intellektuellen Milieu, dass man sich schon damit zufrieden gibt, wenn Leute die Dringlichkeit semantisch in großen Gesten darstellen und das schon für die Lösung des Problems halten.

Ihr Berliner Kollege Steffen Mau nennt. Der will übrigens nicht von einer Spaltung der Gesellschaft reden, sondern eher von einer „Radikalisierung der Ränder“. Teilen Sie das?

Armin Nassehi: Ich würde das schon teilen, aber es ist nichts Neues.



Die Positionen auf dem Podium waren weniger konträr. Professor Heinz Bude (li.) und Professor Armin Nassehi (re.) führten unter der Moderation von Studienleiter Dr. Johannes Schießl ein munteres und interessantes Gespräch.

Politik als Affekt, das gab es schon immer. Wir sehnen uns zurück nach einer politischen Welt, die sich in Mitte-Links und Mitte-Rechts aufteilt, und nach denen, die im Bundestag starke Sprüche gemacht haben. Das sind natürlich Verklärungen der Vergangenheit, aber Affektives gab es auch da genug. Ich würde eher feststellen, dass es nicht mehr gelingt, die Konflikte im politischen Bereich affektiv so zu organisieren, dass die Affekte gebunden werden, sie spielen inzwischen auf einer anderen Bühne. Die Ränder werden stärker, da hat Steffen Mau schon recht, aber sie werden auch plausibler, das ist das Interessante. Dass in Deutschland Regierungen wie bereits in einigen Bundesländern aus politischen Mitbewerbern, wie man heute sagt, gebildet werden müssen, um gegen eine rechtsradikale Partei anzukommen, das ist für die Demokratie nicht gut, weil wir damit eben nicht einüben, unterschiedliche Positionen zu diskutieren. Ich würde in der kühlen Sprache des Systemtheoretikers sagen: Die Demokratie zeichnet sich dadurch aus, dass sie mehrere legitime Modelle zur Problemlösung gleichzeitig darstellen kann und es keine Katastrophe ist, wenn eine davon nicht gewählt wird. Und das ist nun teilweise nicht mehr der Fall. Vieles, was zur Zeit auf der Straße passiert, ist ein Ausdruck dessen. Das ist tatsächlich Anlass für Sorgen. Können politische Spiele so viel Rationalität aufbringen, dass sie sich gleichzeitig streiten und einen Konsens finden, worüber

sie streiten? Das hat jedenfalls die Stabilität der bundesrepublikanischen Demokratie ausgemacht.

Heinz Bude: Ich stimme all dem zu, aber einen Punkt möchte ich ergänzen. Das Reden von den Rändern teile ich nicht. Für mich war es eine Erfahrung aus der Pandemie, dass man die Aufwallung und das In-Sich-Ver-

Für mich war es eine Erfahrung aus der Pandemie, dass man die Aufwallung und das In-Sich-Verhaken von Menschen nicht mehr vorhersagen kann aus ihren politischen Überzeugungen, ihren sozio-ökonomischen Lagen, ihren kulturellen Präferenzen.

haken von Menschen nicht mehr vorhersagen kann aus ihren politischen Überzeugungen, ihren sozio-ökonomischen Lagen, ihren kulturellen Präferenzen. Das geht durch die ganze Bevölkerung, die Milieus spielen kaum mehr eine Rolle. Wie soll man da die Affekte binden? Einiges tun die Comedians dazu, dass die Debatten Gestalt gewinnen, die Politik schafft das nicht mehr. Wir teilen zu schnell bestimmte Überzeugungen zur Lage, ohne zu se-

hen, dass wir damit auch Sperren gegenüber anderen aufbauen, nur weil wir uns so sicher zu sein meinen. Ich interessiere mich übrigens im Moment mehr für die Union, weil ich weiß, dass sie die nächste Bundesregierung stellen wird. Ist eine Dekonstruktion des öko-emanzipativen Projekts möglich, ohne in sozialem Zynismus und ökologischer Ignoranz zu enden?

Armin Nassehi: Ich würde das ähnlich sehen. Die Entscheidungen fallen derzeit Mitte-Rechts, so lange es das noch gibt. In allen anderen europäischen Ländern, in denen Mitte-Rechts-Parteien den Rechten das Wort geredet haben, sind diese Parteien verschwunden, sei es in Italien, in Frankreich oder anderswo. Man weiß nicht, wie das bei uns ausgeht, aber manches ist auch besser, als es aussieht. Das konservative Bezugsproblem, wie ich es nenne, ist zur wichtigsten Zukunftsfrage geworden. Es darf sich nicht alles verändern, auch wenn die Diskurse so tun und obwohl der Veränderungsdruck hoch ist. Es gibt ein starkes Bedürfnis nach einer Kontinuität von Lebensformen. Dass die rechten Parteien das so einfach bewirtschaften können, muss den anderen zu denken geben.

Johannes Schießl: Besondere Sorgen bereitet das Erstarken rechtsextremer Parteien, gerade im Blick auf die Landtagswahlen im September. Wir verstehen es nicht wirklich, was da passiert, aber ich will eine Passage aus einem Interview mit Ihrem Kollegen Hartmut Rosa vorlesen, der nah dran ist, denn

die Uni Jena hat ein Gästehaus in Sonneberg, wo es den ersten AfD-Landrat gibt. Aus seinen Beobachtungen versetzt sich Rosa in die Leute dort: „Eigentlich ist unser Alltag noch ganz intakt, wir hatten schon viele Veränderungen, wir sind erschöpft, das ist problematisch, aber eigentlich ist unser Dörfchen okay – und dann kommt der Staat und setzt uns ein Flüchtlingsheim hin ... Und dann will die Regierung an die Heizung ran. Es reicht ihr also offenbar nicht, dass sie ins Dorf eindringt, sie will in mein Haus. Und mit der Impfung dringt sie sogar bis in meinen Körper vor. Und mein Denken will sie auch noch beeinflussen, ich darf das N-Wort nicht mehr sagen, ich muss gendern.“ Wie gesagt, niemand macht sich das zu eigen, weder Herr Rosa noch wir. Aber ich finde, da ist doch etwas ziemlich gut beschrieben. Eine ganz praktische Frage: Wie begegnet man solchen Menschen?

Heinz Bude: Indem man Interesse an ihnen zeigt. Ich habe in der empirischen Sozialforschung relativ viel mit solchen Menschen zu tun gehabt, da darf man nicht gleich umkippen. Meine Reaktion ist dann eher so: Ach, das meinen Sie wirklich? Wie kommen Sie eigentlich darauf? Sie müssen jetzt nicht alle Soziologen werden, aber ein wenig Beobachter-Haltung schadet nicht. Die Leute sind nämlich nicht alle völlig bescheuert. Problematisch wird es freilich, wenn Parteien Gewalt als Mittel der Politik nicht völlig ausschließen.



Akademiedirektor Dr. Achim Budde begrüßte die Referenten auf dem Podium sowie die Gäste im Saal und führte in den Abend ein.

Armin Nassehi: Zum Ethos des Soziologen gehört es, zunächst nicht zu urteilen, sondern sich die Frage zu stellen, in welchem Kontext solches Reden entsteht. Eine funktionierende Demokratie ermöglicht Ambiguitätstoleranz dadurch, dass es eingeführte Konfliktformen gibt. Bei sozialen Ungleichheiten gibt es diese eingeführten Konfliktformen, bei Fragen der Zugehörigkeit eher nicht. Das macht die Leute wuschig. Mangelndes Elite-Vertrauen ist nicht die Erklärung, sondern eher das Symptom. Aber wie erklärt man es dann? Früher waren Eliten Lieferanten für gute Gründe, sie haben Sätze gesagt, von denen die Leute dachten, sie könnten auch selbst darauf gekommen sein. Doch das funktioniert nicht mehr. Deshalb behaupten die Leute das Gegenteil von dem, was die Eliten sagen. Impfung ist das beste Beispiel dafür, immer schon. Sie werden lachen, aber bei der Pocken-Impfung vor 200 Jahren haben sich Leute aus Bayern gegen diesen Import aus Preußen gewehrt, weil sie Angst hatten, dadurch evangelisch zu werden.

Heinz Bude: Es ist eine große Herausforderung für moderne Gesellschaften, wie sie Irrsinn absorbieren. Leute denken sich alles mögliche Komische aus, aber die soziologisch interessante Frage ist, wie man damit umgeht. So ein Ort ist die Religion, indem sie merkwürdige Themen aufgreift und handhabbar macht, auch Gefahren externalisiert. Die Marien-Verehrung etwa kann wunderbar Irrsinn absorbieren. Darauf könnte sich die katholische Kirche wieder mehr besinnen und sich nicht nur normativ zu protestantisieren, indem man sagt: Wir sind auch für das ökologisch-emanzipative Projekt.

Johannes Schießl: Ein gutes Stichwort; wir müssen noch über die Rolle der Religion und der Kirchen sprechen, schließlich sind wir hier in der Katholischen Akademie. Die Säkularisierung – oder wie immer man den Trend nennen mag – schreitet voran, dazu kommt ein riesiger Vertrauensverlust durch den Missbrauchs-Skandal. Was können Kirchen und Religionsgemeinschaften heute noch für den Zusammenhalt der Gesellschaft leisten?


Armin Nassehi: Wir haben es mit einer paradoxen Situation zu tun. Die Funktion von Kirchen war ja, Leute zu binden. Das gelang in der alten Bun-

desrepublik noch gut, aber heute liegt die Mitgliedschaft in den christlichen Kirchen gemeinsam unter 50 Prozent der Bevölkerung, übrigens ganz ähnlich wie die Wähler von Union und SPD, die zeitweise gemeinsam 90 Prozent der Wähler gebunden haben. Ich glaube übrigens, dass das nicht für das

Eine funktionierende Demokratie ermöglicht Ambiguitätstoleranz dadurch, dass es eingeführte Konfliktformen gibt. Bei sozialen Ungleichheiten gibt es diese eingeführten Konfliktformen, bei Fragen der Zugehörigkeit eher nicht.

religiöse Bedürfnis gilt, das ist nur wilder geworden und nicht mehr so leicht zu binden. Die großen und bleibenden Fragen wie Schuld, Endlichkeit, Tod, aber auch Schönheit haben die Kirchen in eine Form gebracht. Daraus kann man aber nicht ableiten, dass die Kirchen das halt einfach wieder machen sollen, sie haben den Zugriff nicht mehr. Mit dem Sonnenkollektor auf dem Kirchendach ist es nicht getan. Vielleicht verliert man damit sogar Menschen. Wir sollten nicht so sehr an intellektuellen Entscheidungen, sondern lieber an Praktiken ansetzen, da gibt es ein großes Potenzial.

Heinz Bude: Ein Beispiel: Wenn das Freisinger Diözesanmuseum in der Ausstellung *Verdammte Lust* die Sexualität thematisiert, dann ist das großartig. Ich war bei der Eröffnung dabei, da kamen die großen Fragen ganz spielerisch auf den Tisch. Und was die Mitglieder-Zahlen der Kirchen anlangt, das kann man auch anders sehen: Es ist immerhin noch die Hälfte der Deutschen, die sich zugehörig fühlen. Für die sollte man etwas tun, nicht über die anderen jammern. ■

 Das Gespräch zwischen Heinz Bude und Armin Nassehi haben wir auch als Video in unserem YouTube-Videokanal dokumentiert. In der Online-Ausgabe führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video. Sie finden das Video auch in unserer [Mediathek](#).